

Beten – damit Gott in mir nicht stirbt, sondern lebt

Predigt zum 17. Sonntag i. J.: Gen 18,20-32; Kol 2,12-14; Lk 11,1-13

Der Dichter Hermann Hesse erzählte einmal folgende Begebenheit aus seiner Jugend: Eines Tages schaute ihn seine Mutter mit ihren guten und warmen Augen an, nahm seine Hände in die ihren und fragte ihn: „Betest du auch noch manchmal?“ „In der letzten Zeit nicht mehr“, erwiderte Hermann. Sie mit einem bekümmerten Gesichtsausdruck: „Du lernst es schon wieder.“ Darauf er: „Vielleicht.“

Tatsächlich entfernte Hesse sich mehr und mehr vom Christentum. Aber nicht dieser Spur will ich folgen, sondern einmal die Frage stellen: Warum hat seine Mutter nach dem Beten gefragt und nicht einfach danach, ob er denn noch an Gott glaube, was doch das viel Grundlegendere ist? Könnte es sein, dass sie intuitiv wusste: Es gibt einen Glauben, bei dem Gott eine rein abstrakte Idee bleibt, „etwas“ Höheres, an dessen Existenz man irgendwie festhält, das aber keinerlei prägende Kraft für das eigene Leben hat; und dass erst, wenn der Glaube von Gebet begleitet ist, Gott auch für mich lebendig wird. Denn im Grunde unterliegt ein lebendiger Glaube denselben Bedingungen wie lebendige zwischenmenschliche Beziehungen. Wenn die Kommunikation z.B. in der Ehe, in der Familie oder zwischen Freunden abbricht, wenn es keinen Austausch der Gedanken, der Gefühle, dessen, was einen beschäftigt, der persönlichen Erlebnisse, etc. mehr gibt, stirbt zuerst langsam, dann immer unaufhaltsamer die Beziehung.

Dasselbe gilt für die Beziehung zu Gott. Wer sagt, er glaube an Gott, aber nicht betet, steht in Gefahr, dass Gott für ihn, wie gesagt, etwas rein Abstraktes bleibt, für das Leben letztlich Belangloses; und ein solcher Mensch wird erleben, wie Gott mehr und mehr in seiner Seele stirbt.

Sicher ist das der Grund, warum in der Bibel so viel gebetet wird. In großen Teilen bestehen sowohl das Alte wie das Neue Testament aus einem ständigen Zwiegespräch zwischen Gott und seinem Volk bzw. den Einzelnen in ihm. Die Initiative liegt stets bei Gott, der sein Volk anspricht – tröstend, aufbauend, Weisung und Verheißungen gebend, aber auch mahnend, kritisierend, urteilend. Und das Volk gibt betend Antwort: dankend, preisend, flehend, bekennend, klagend, bisweilen sogar anklagend.

Ein Beispiel für dieses Beten Israels haben wir in der alttestamentlichen Lesung gehört. Abraham steht vor seinem Gott. Er hat vernommen, dass Sodom und Gomorra wegen ihrer Freveltaten dem Untergang geweiht sind. In ihm regt sich spontan eine der Ur-Fragen der Menschheit, die uns alle bis heute umtreibt: das Leid der Unschuldigen. Sollte Gott wirklich die Gerechten mit den Ungerechten zusammen verderben wollen? Und nun ist es faszinierend und erfrischend zugleich zuzuhören, mit welcher Demut und zugleich welchem Freimut Abraham Gott anspricht – für Moslems übrigens schier unvorstellbar. *Ergebung* – das ist die Bedeutung von *Islam* – ist die angemessene Haltung, nicht aber Vorhaltung, ja Anklage. Aber genau das macht Abraham: *Wenn du, Herr, den Gerechten mit dem Frevler unkommen lässt, dann hältst du selbst dich nicht ans Recht, du, der Richter der ganzen Erde!*

Nach dieser Anschuldigung, die Gott doch unmöglich auf sich sitzen lassen kann, fängt Abraham an, mit Gott zu feilschen wie ein orientalischer Händler auf dem Bazar. Von 50 auf 10 Gerechte handelt er den Preis für die Verschonung der beiden Städte herunter. Hat ihn dann der Mut verlassen? Hätte er mutiger sein und noch weiter verhandeln sollen? Jahrhunderte später wird es ja nur Einer sein, durch den das Heil der Welt kommt: Christus. Nun, am Ende gibt es in Sodom nicht einmal diese 10 Gerechten: nur Lot, seine Frau und die beiden Töchter. Aber immerhin wird das Gebet in der Weise erhört, dass diese vor dem Inferno gerettet werden und diesem so keine Unschuldigen zum Opfer fallen.

Dreierlei kann uns diese eindruckliche Episode zeigen: 1. Wir können und wir sollen mit allem zu Gott kommen, was uns beschäftigt, bedrückt und umtreibt. Nichts soll außen vor bleiben. Hauptsache, wir sind in einem lebendigen Austausch mit ihm und lassen das Gespräch niemals abbrechen. 2. Wir sollen nicht nur für uns selbst beten, sondern immer auch und besonders für andere Menschen. Gebet soll immer auch stellvertretender Dienst für andere sein, z.B. für die, die nicht oder nicht mehr beten. Wer betet, wer viel für andere betet, heilt ein Stück Welt, denn es ist uns verheißend, dass kein Gebet unerhört bleibt, das aus einem ehrlichen Herzen zum Himmel aufsteigt. „*Wer bittet, der empfängt.*“ Genau das bestätigt Jesus im Evangelium. 3. Das Gute

wiegt vor Gott ungleich mehr als das Böse und wiegt daher viel Böses auf. Es hätten ja 10 Gerechte genügt, eine ganze Stadt zu retten. Das aber gilt ohne Zweifel auch heute: 10 gläubige Christen, die mit ganzem Herzen ihren Glauben leben, Hoffnung ausstrahlen und Liebe schenken, wiegen vor Gott ungleich mehr als 100 oder 1000 Getaufte, die ihren Glauben gar nicht oder nur auf Sparflamme leben.

Im Evangelium begegnet uns nun noch Jesus als großer Beter. Seine Art zu beten, muss seine Jünger so beeindruckt haben, dass sie ihn bitten: *Herr, lehre uns beten* ... Unausgesprochen ist sicher mitgemeint: ...*wie du*. Tatsächlich aber fügen sie hinzu: ... *wie auch Johannes seine Jünger beten gelehrt hat!* In der Tat war es damals durchaus üblich, dass Rabbis ihren Schülern ein Gebet beibrachten, das so etwas wie eine Gruppenidentität vermittelte. Genau so machte es Jesus. Das *Vater unser*, das Jesus den Seinen schenkt, ist für Christen über alle Konfessionsgrenzen hinweg *das* Identität stiftende Gebet. In diesem Gebet ist die Christenheit gleichsam schon jetzt geeint.

Welch unerschöpfliches Gebet ist das *Vater unser* – daher für jetzt nur vier kurze Hinweise:

1. *Vater unser* ...: Mit diesem Gebetsanfang lässt uns Jesus eintreten in sein eigenes Beten. Durch das Wort „Vater“ tönt hindurch das Wort „Abba“. Jesus erlaubt uns dieselbe grenzenlos vertrauende Anrede an seinen und unseren Vater, die sein eigenes Beten gekennzeichnet hat. Wir ehren den Vater, indem wir uns ihm nahen mit demselben uneingeschränkten Vertrauen, das seinen Sohn auszeichnet.

2. *Dein Name ..., dein Reich ..., dein Wille ...*: Die ersten Bitten sind Du-Bitten. Jesus lehrt uns die rechte Reihenfolge. Nicht unsere eigenen Anliegen sollen an erster Stelle stehen. Gebet kann sehr schnell ausgesprochen ich-zentriert, um nicht zu sagen egoistisch sein. Vielmehr sollen wir uns in erster Linie Gottes Anliegen für unsere Welt zu eigen machen. Wir sollen – welch ein Paradox – in Gottes Anliegen zu Gott beten. Nicht zuletzt heißt dies auch, dass auch unser Beten *selbstlos* werden soll.

3. *Unser tägliches Brot ...*: Zunächst denken wir bei dieser Bitte natürlich an unsere leiblichen Bedürfnisse. Allerdings enthält die Bitte indirekt eine klare Weisung. Sie ist keine Bitte um Überfluss, sondern um das, was uns nützt. Was außerdem impliziert, den eigenen Überfluss mit denen zu teilen, die nicht einmal das Nötigste zum Leben haben. Darüber hinaus haben die Kirchenväter diese Bitte aber immer auch auf jenes *Brot des Lebens* bezogen, das uns in der Eucharistie gereicht wird. Darauf verweist das hier stehende griechische Wort *epiousios*, von Hieronymus mit *supersubstantialis* übersetzt, *überwesentlich*. Damit kann nur das eucharistische Brot gemeint sein. Selig, die auch und gerade Hunger und Sehnsucht nach diesem Brot verspüren, das uns besonders sonntags, dem „Tag des Herrn“ gereicht wird.

4. *Vergib, wie auch wir vergeben ... bewahre uns vor Versuchung und dem Bösen*: Hier legt uns Jesus die Themen Frieden und Versöhnung ans Herz. Beides ist ein Herzstück seiner Verkündigung. Denn wir sollten uns immer wieder neu vor Augen führen und es sehr ernst nehmen, dass niemand unversöhnt zu Gott gelangen kann. Und er führt uns unsere Gebrechlichkeit und Gefährdung vor Augen. Niemals soll das Böse endgültige Macht über uns gewinnen, wiewohl wir ihm immer wieder erliegen und darum der Vergebung bedürfen.

Zuletzt will ich noch eine kleine Episode erzählen. Als ich im Seniorenheim war und mit einigen der Bewohner die hl. Messe mit diesem Evangelium gefeiert habe, habe ich gefragt, wer denn täglich zumindest einmal das *Vater unser* betet. Immerhin gab es ein paar, die das bejahten. Ich habe mich nicht zurückhalten können zu sagen, dass das eigentlich jeder Getaufte tun müsste und dass es ein schöner Vorsatz sein könnte, das in Zukunft auch zu tun. So war es jedenfalls in den ersten Jahrhunderten der Kirche: Neben den anderen Gebeten wurde mindestens dreimal am Tag auch das Herrengebet gebetet.

Wer betet, mit großer Andacht besonders auch das *Vater unser*, stellt sich immer wieder neu in und unter das Licht des guten Vaters im Himmel. Ein solcher Mensch steht, wenn Gebet und Leben zusammenklingen, nicht in Gefahr, dass Gott einmal in seiner Seele sterben könnte. Vielmehr wird seine Gegenwart in mir und in uns immer lebendiger und immer tiefer das eigene Leben prägen.

Bodo Windolf